

Nr. 95 Bydgoszcz, 26. April Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(10. Fortsetzung.)

Cannenburgh knipste das Licht an, das trübe brannte, stand ein wenig unschlüssig im Zimmer, hob dann mit zwei Fingern die Bettdecke empor, warf einen mißtrauischen Blick in das Bett, ließ die Decke fallen, zog den Rock aus, gähnte, reckte die Arme und trat zu seinem Koffer, der auf einem wackligen Holzgestell neben dem Waschtisch lag.

Er schloß den Koffer auf, klappte den Deckel hoch und sah mit einem fast interessierten Blick hinein, gerade als wäre der Inhalt ihm selbst nicht bekannt. Er löste die Gurte, warf quer durchs Zimmer einen gefalteten Schlafanzug aufs Bett, zog dann ein rotes Lederetui mit Hausschuhen hervor, das er unter den Arm klemmte, während er nach dem Necessaire suchte, das sein Wasch- und Rasierzeug enthielt. Dabei fiel ihm ein dickes, abgegriffenes schwarzes Heft in die Hand, das die Aufzeichnungen enthielt, die er zu seinem Buch über die Phagozyten zu verarbeiten gedachte. Er klemmte es ebenfalls unter den Arm, um vor dem Einschlafen noch ein wenig darin zu blättern.

Und im gleichen Augenblick, als seine Hand nach dem viereckigen, ledernen Toilettekästchen griff, wurde die Tür aufgerissen.

Er ließ das Necessaire in den Koffer zurückfallen und fuhr herum.

Madeleine, die ihren hellen, fleckigen Trenchcoat nur locker über die Schultern geworfen hatte, schmetterte die Tür hinter sich ins Schloß und eilte auf Cannenburgh zu. Plötzlich aber, wie vom Blitzschlag getroffen, blieb sie inmitten des Zimmers stehen. Ein Windstoß fuhr durch das Fenster herein, bauschte die gelben, löchrigen Gardinen und griff wirbelnd in Madeleines Haar.

Beide standen regungslos und starrten sich an.

Madeleines Brust ging schwer atmend auf und nieder, dann, während sie sekundenlang die Augen schloß, fuhr sie mit den Fingern durch ihr Haar, ballte die Hand, gleichsam in jäher Verzweiflung, zur Faust, aus der die rostbraunen Strähnen wie sich ringelnde kleine Schlangen hervorschossen.

Jetzt trat Cannenburgh, indem er die roten Hausschuhe und das alte dickte Heft fester unter den Arm klemmte, mit leicht schräggestelltem Gesicht, das erstaunte Erwartung ausdrückte, zwei Schritte auf sie zu.

„Darf ich fragen —?" Er hielt sofort inne.

Sie riß die Augen auf, sah ihn entsetzt an, und als wäre sein Anblick ihr unerträglich, bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Jesus Marie", stöhnte sie leise.

Unwillkürlich streckte Cannenburgh die Hand nach ihr aus, wie um ihr in irgend einer Art behilflich zu sein, zog aber den Arm gleich wieder zurück. Ein nervöses Zucken lief über sein Gesicht.

„Was ist denn los?" fragte er, während sein Blick ratlos an ihrer Gestalt auf und nieder ging.

Über ihre Hände hinweg, die sie nicht vom Gesicht nahm, sah sie ihn mit weiten, entsetzten Augen an.

„Wer — sind — Sie?" stieß sie hervor.

„Ich heiße Cannenburgh", sagte er. „Sie haben sich offenbar in der Zimmernummer geirrt."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht?" Er zog die Augenbrauen ein wenig hoch. „Sie wollten also zu mir?" Und einem schnellen Gedanken folgend, fügte er hinzu: „Oder dachten Sie, einen gewissen Golowin hier vorzufinden?"

Madeleine schrie auf. „Sie kennen ihn?"

„Nein", sagte er, „ich kenne ihn nicht. Ich werde nur immer wieder mit ihm verwechselt. Es hat mir viel Scherereien eingebracht."

Madeleine ließ sich in den geschweiften plüschbezogenen Sessel fallen, von dessen Lehnen schwarze Quasten herabhingen. Der Mantel glitt von ihren blanken Schultern, sie stützte die Ellenbogen auf ihre langen, schlanken Oberschenkel, die sich unter dem engen Abendkleid kaum merkbar wölbten, und wiederum vergrub sie das Gesicht in den Händen.

Mit wachsendem Erstaunen ruhte Cannenburghs Blick auf ihr. Er spürte jetzt auch den Duft eines fremdartigen, herben Parfüms, der ihn leicht verwirrte.

„Ich verstehe nicht", sagte er unsicher, „ist etwas geschehen?"

„Ja", sagte sie schleppend und ohne ihre Haltung zu verändern, „etwas Schreckliches."

„Es hängt mit Golowin zusammen?"

Sie warf plötzlich den Oberkörper hoch und lehnte sich tief im Sessel zurück. Die Hände auf den Armlehnen und den Kopf auf die Seite geneigt, sagte sie mit geschlossenen Augen, als wäre sie allein und spräche zu sich selbst mit leiser, schleppender Stimme: „Ja, es hängt mit Golowin zusammen. Ich dachte, er käme nie wieder, vor drei Jahren ist er fortgegangen, und ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Und heute abend, in dieser Stunde, sollte ich mich mit einem andern verloben. Aber ich habe alles im Stich gelassen, ich bin hierhergeraſt und jetzt — und jetzt —" Ihre Lippen bewegten sich stumm und schmerzlich, als besäße sie die Kraft nicht mehr, Worte hervorzubringen.

„Ach", sagte Cannenburgh und hob in plötzlichem Erinnern den Kopf, „Sie sind Madeleine Rado?"

„Die bin ich", sagte sie ohne Überraschung, öffnete jedoch die Augen und sah ihn unter müden Lidern, durch die schweren, dichten Wimpern hindurch an: „Woher kennen Sie meinen Namen?"

„Der Polizeipräsident nannte ihn. Er sagte mir, daß Sie sich heute abend verloben. Damit wollte er mich in irgendeiner Art — ich begreife allerdings nicht, in welcher —

aufs Glatteis führen. Seine Überzeugung jedenfalls, daß ich Golowin bin, war unerschütterlich."

Madeleine starrte vor sich hin, und plötzlich, wie in jähem, rasenden Schmerz, krümmte sie sich in dem krachenden Sessel und rief: „Was habe ich getan! Jesus Maria!"

Sie wimmerte in ihre Hände.

Cannenburgh blickte auf ihre zuckenden Schultern herab. Er fühlte sich beklommen und unbehaglich.

„Hören Sie", sagte er, und seine Stimme klang, ohne daß es seine Absicht war, frostig und unbeteiligt, „es ist doch weiter nichts geschehen, Sie haben sich überzeugt, daß ich Golowin nicht bin — Sie haben es sogar auf den ersten Blick festgestellt, was mich in gewissem Sinne mit Genugtuung erfüllt, und" — er zuckte die Achseln — „damit ist nun der Fall ja auch wohl erledigt. Eilen Sie zu Ihrer Verlobung zurück, vielleicht haben Sie Glück und Ihre Abwesenheit ist nicht einmal aufgefallen."

Er blickte, als wäre auch für ihn, wie er sagte, der Fall erledigt, auf sein Bett und dann, mit gesenktem Kopf, auf das Heft unter seinem Arm, in dem er vor dem Einschlafen noch ein wenig zu blättern gewünscht hatte.

Aber Madeleine schüttelte den Kopf. „Nein", sagte sie, „wie könnte ich zurückgehen! Selbst wenn niemand es erführe, daß ich bei Ihnen war, wie könnte ich so etwas tun? Da ich fortgegangen bin, habe ich alle Brücken hinter mir abgebrochen. Das werden Sie vielleicht nicht begreifen."

„Nein", sagte Cannenburgh. „Was wäre denn geschehen, wenn Sie tatsächlich hier Golowin angetroffen hätten?"

Sie sah ihn an. „Ich weiß es nicht."

Er lachte ärgerlich auf. „Aber hören Sie — haben Sie sich denn nichts dabei gedacht, als Sie von Ihrer Verlobung einfach davonliefen?"

Ihr Blick glitt von ihm ab, sie starrte teilnahmslos, mit leerem Gesicht auf den Fußboden.

Cannenburgh stand eine Weile, leicht vorgeneigt, vor ihr und erwartete eine Antwort. Als aber keine erfolgte, wandte er sich von ihr ab und ging im Zimmer auf und nieder.

„Sie müssen zurück", sagte er entschlossen, „und zwar möglichst schnell. Finden Sie irgendeinen Vorwand für Ihr plötzliches Verschwinden, es wird Ihnen schon etwas einfallen. Die Verlobung muß unbedingt stattfinden."

„Es geht nicht mehr", versetzte sie mutlos; „die Umstände sind so, daß es nicht mehr geht."

„Wieso? Weiß denn der Mann, mit dem Sie sich verloben wollten, daß Sie zu Golowin gegangen sind?"

Madeleine nickte, langsam, ohne Gedanken, traumhaft.

Cannenburgh blieb stehen. „Das ist aber doch Wahnsinn!" rief er. „Man kann doch nicht wegen so einer törichten Verwechslung —"

„Es liegt nicht daran", fiel sie ihm in die Rede, „ob Sie Golowin sind oder nicht. Verstehen Sie doch, ich habe Farbe bekannt. Es ist noch keine Stunde her, da dachte ich selbst, daß mir Golowin nichts ist, daß ich den andern liebe. Aber dann kam es wie eine Lawine über mich."

Sie stöhnte leise, er verstand kaum ihre Worte. Er runzelte die Stirn und betrachtete sie mit einem fast feindseligen Blick.

„Es gibt keine Lawinen", sagte er heftig, geradezu explosiv, „es gibt nur verwirrte Gefühle und verlogene Beziehungen. Man kann nicht denken, den einen zu lieben, zugleich aber auch den anderen zu lieben, je nachdem, welcher gerade da ist. Liebe läßt sich nicht halbieren, ebensowenig, wie sie sich dosieren läßt. Sie ist entweder ganz da oder überhaupt nicht. Alles andere ist trübseligster Schlamm! Eine Frau, die sich nicht blind und mit geradezu animalischem Instinkt zu dem Mann, zu dem einzigen, alleinigen Mann hingezogen fühlt mit unwiderstehlicher Gewalt —"

Wie unter einem jähen Schlag hielt er inne; im Innersten aufgewühlt und zerrissen wurde er mit Schrecken gewahr, daß er nicht zu dieser fremden Frau, die vor ihm saß, sprach, sondern daß unsichtbar Elisabeth im Zimmer weilte und sie es war, der seine Worte galten.

„Verzeihen Sie mir", sagte er verwirrt, da sie ihn plötzlich mit großen, erschreckten Augen in das bleiche Gesicht starrte, „ich — ich habe mich verrannt."

Zum ersten Male hatte es den Anschein, als ob Madeleines Blick sekundenlang nach Persönlichem in ihm tastete, aber das helle, forschende Licht in ihrem Auge erlosch sofort wieder und sie sagte, während sie tief und langsam atmete: „Entschuldigen Sie sich nicht. Dies alles ist wahr. Die Fehler, die begangen wurden, habe ich begangen, niemand sonst. Sie kennen mich nicht, Sie wissen nichts von mir. Aber" — ihr Gesicht verzog sich schmerzlich, wie unter einer qualvollen Anspannung, und ihr Blick haftete mit einem fast flehenden Ausdruck auf ihm — „es ist so ungeheuer schwer, keine Fehler zu begehen! Sie ahnen nichts davon — ich höre es aus jedem Ihrer Worte."

Er warf eine Hand in die Luft, wie um zu einer heftigen Erwiderung auszuholen, aber dann ließ er sie kraftlos herabfallen. Übermächtig überkam ihn das Gefühl der eigenen Leere und des verlorenen Lebens. Er hob ein wenig den Kopf und sah Madeleine teilnahmslos an.

„Was werden Sie tun?" fragte er schließlich, und als sie nicht darauf erwiderte, setzte er sarkastisch hinzu: „Es wird doch nicht allzu schwer sein, weiterhin so zu tun, als ob Sie den Mann liebten, mit dem Sie sich heute verloben wollten? Frauen ziehen doch immer den Spatzen in der Hand einem imaginären Wundervogel auf dem Dache vor? Sie werden natürlich alles einrenken. Vielleicht gibt es ein bißchen Krach, ein wenig Seelengeplänkel, aber das ist ja oft genug das einzige, wovon sich eine Liebe wärmt und am Leben erhält. Ich, wenn Sie mich um meine Meinung befragen, muß gestehen, ich sehe nicht allzu schwarz für Sie."

Madeleine lachte bitter auf.

„O nein? Sehen Sie nicht schwarz für mich? Das ist wahrhaftig ein gewaltiger Trost! Ihr einziges Bestreben ist ja nur, mich so schnell wie möglich los zu werden, damit Sie schlafen gehen können."

Er sah sie erstaunt an. Er fühlte sich verletzt.

„Und wenn?" sagte er hochmütig, „können Sie es mir verübeln? Ich kenne Sie nicht, ich kenne Ihren Verlobten nicht, ich kenne diesen Hochstapler Golowin nicht — was, zum Teufel, gehen mich Ihre verworrenen Liebesgeschichten an? Ich bin weder in der Lage, Ihnen zu helfen, noch — ich bin ganz ehrlich — habe ich den geringsten Wunsch, mich mit den Angelegenheiten fremder Leute abzugeben. Ich werde mit meinen eigenen noch nicht fertig."

Er warf, mißmutig und verdrossen, das Heft und das rote Etui mit den Hausschuhen auf die Bettdecke, dann setzte er sich auf den Rand des Diwans, der quer vor den Betten stand.

„Wenn Sie Golowin nicht kennen, wie Sie selbst sagen, dann kommt es Ihnen wohl auch nicht zu, ihn als Hochstapler zu bezeichnen", sagte Madeleine, und ihre Stimme war so fest, daß Cannenburgh, unangenehm berührt, die Brauen zusammenzog.

„Ich kann nur sagen", versetzte er gereizt, „daß ich bereits in der ersten Stunde in dieser elenden Stadt sozusagen verhaftet wurde, mir von einem arroganten Polizeipräsidenten Frechheiten ins Gesicht sagen lassen mußte, von schmierigen Unterweltsgestalten angesprochen wurde, die Tantiemen für geleistete Schurkereien von mir verlangten, daß die Leute auf der Straße mich anglotzten, als wäre ich ein entsprungener Zuchthäusler — das sind lediglich persönliche Erfahrungen, meine Dame. Wenn Sie anderer Meinung über Herrn Golowin sind, dann um so erfreulicher für Sie. Nur verstehe ich dann nicht, warum Sie nicht ihn geheiratet haben, anstatt sich einen Mann zu erwählen, dem Sie bei der erstbesten Gelegenheit prompt davonlaufen."

Im gleichen Augenblick völlig unerwartet, krachte ein prasselnder, scharfer Donnerschlag, von dumpfem, über die Dächer ungestüm hinrollendem Gepolter gefolgt.

Cannenburgh zuckte nervös zusammen, warf einen Blick auf das offene Fenster, als wäre er unschlüssig, ob er es schließen solle, dann setzte er hinzu: „Ich erwähne das nur nebenbei, es ist — wie gesagt — Ihre Angelegenheiten und nicht die meine."

Madeleine ließ ein wenig den Kopf sinken.

„Sie", sagte sie leise, „sind kalt und abweisend in einer Art, die mir unbegreiflich erscheint — o bitte" — sie er-

hob, da er auffahren wollte, müde abwehrend, aber doch gebietend, die Hand — „lassen Sie mich zu Ende reden. Ich habe Sie um keine Hilfe gebeten, um kein Verständnis, um keinen Ratschlag. Dies alles brauche ich nicht, weder von Ihnen, noch von sonst jemand, am wenigsten natürlich von Ihnen. Fürchten Sie nicht, daß Sie durch mich Unannehmlichkeiten haben werden, es ist für Sie gewiß peinlich genug, wegen einer vermeintlichen Ähnlichkeit belästigt zu werden."

„Wieso", fragte er, sie unterbrechend, „sprechen Sie von einer nur vermeintlichen Ähnlichkeit? Bisher ist es mir noch kein einziges Mal gelungen, irgend jemand, der Golowin kannte, davon zu überzeugen, daß ich Golowin nicht bin."

„Ach", sie warf ungeduldig den Kopf ein wenig zur Seite, ohne ihn anzusehen, „es ist müßig, darüber zu reden — er war anders„ jede Geste war anders, sein Blick, sein Lächeln, er war ein völlig anderer Mensch, obwohl Sie ihm in der Tat täuschend ähnlich sehen — im Äußeren. Aber das ist ja auch unendlich gleichgültig." Sie legte die Hand über die Augen und stützte den Ellenbogen auf die Lehne.

„Lassen Sie mich drei Minuten überlegen, dies ist alles, worum ich Sie bitte", sagte sie, „denn was sich in diesem Augenblick für mich entscheidet, davon haben Sie nicht den leisesten Begriff."

Cannenburgh schwieg beklommen und blickte stirnrunzelnd auf seine Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Der gefesselte Baum.

Ein chinesisches Märchen von **Kurt Heros von Borcke.**

Das Kirschblütenfest konnte in diesem Jahre im großen Reiche nicht stattfinden, darüber waren sich alle chinesischen Mädchen im klaren. Es tobte ein schlimmer Krieg im Lande.

Den Kaiser Hwaitsung hatte der Empörer Litsecheng in offener Feldschlacht geschlagen und in Peking eingeschlossen.

Der letzte Kaiser der glorreichen Ming-Dynastie (1368 bis 1644) stand am Fenster des Sommerpalastes und blickte verträumt auf die wogende, weiße Fläche von Sommerblüten, die ein leichter Wind vom Peio her im ewigen Rhythmus der Natur bewegte. Die Sonnenuhr zeigte die zehnte Morgenstunde. Die Morgensonne warf ihre Strahlen im spitzen Winkel auf die Zinnen des Palastdaches. Das Geräusch des Kampfes tönte verschwommen aus der Ferne. Die Glocken des Glockenturmes, die bei Feuer ertönten, und die des Paukenturmes, die bei Kriegsgefahr ständig geläutet wurden, ließen ihre mahnenden Stimmen hören.

Die Lage der Ming-Dynastie war hoffnungslos. Peking vermochte sich höchstens noch ein bis zwei Tage zu halten. Die Lebensmittel der Riesenstadt begannen knapp zu werden. Die Verschwörer wußten es. Ferner hatten die Mandschus die von den Ahnen erbaute „Große Mauer" überstiegen. Auch sie waren im Vormarsch auf Peking. Sie trugen häßliche Zöpfe.

Der Kaiser betete zu den Seelen seiner Ahnen; die Stunden glitten an ihm vorüber. Er nahm Abschied vom Leben. Der Ton einer silbernen Glocke schreckte ihn aus seinen Gedanken. Er hatte es beinahe vergessen; der letzte Kronrat sollte stattfinden.

Der Kaiser schlug mit einem Elfenbeinstab an eine tönende Röhre. Der Oberhofzeremonienmeister öffnete die hohen Flügeltüren des Thronsaales. Kaiser Hwaitsung vernahm die schlürfenden Schritte vieler Menschen. Der Kaiser bestieg seinen Drachenthron.

Die Minister, Priester, Wahrsager und Hofastrologen erschienen mit zitternden Knieen und gesenkten Häuptern vor ihrem Kaiser. Sie alle hingen an ihrem Leben, ihren Pfründen und den herrlichen Tagen ihres Wohlstandes, der ihnen durch des Kaisers Gnade beschieden war. Sie fürchteten nur für sich, nicht für den Kaiser. China hatte viele Dynastien überlebt. Nun aber saß ihnen der Tod im Nacken. Sie wußten keine Lösung mehr, um ihm zu entgehen. Sie warfen sich auf den mit Teppichen bedeckten Mosaikboden und vollführten den zeremoniellen Kotau. Der Kaiser gab ihnen das Zeichen, sich zu erheben.

„Kündet mir eure Weisheit!" forderte sie Hwaitsung auf. Der Oberste der Priester ergriff das Wort. „Ehrwürdiger Kaiser der glorreichen Ming-Dynastie, wir haben den Vogelflug und die Asche unserer Altäre studiert, die Eingeweide unserer heiligen Tiere geprüft, in den heiligen Büchern unseres Lehrmeisters Kungtse (Konfuzius) geforscht."

„Und zu welchem Ergebnis seid ihr gekommen", unterbrach der Kaiser den Sprecher ungeduldig. Die Worte des Oberpriesters preßten sich mühsam durch seine Kehle; die Angst vor dem Tode bedrückte seine Rede.

„Dein unwürdiger Knecht wagt, dir die Sprache der Sterne zu deuten. Der Mars verhüllte gestern nacht sein Antlitz."

„Ich will euren Entschluß hören", erklärte der Kaiser in schroffem Tone, „und nicht die Methode, wie ihr ihn gefaßt habt." Der Oberste der Priester und Astrologen rang nach Luft. Dann führte er aus: „Greifen die Aufständischen heute vor Sonnenuntergang das Nordtor an, marschiere ihnen mit deiner Silbergarde entgegen! Du und deine Dynastie werden dann gerettet sein. Greifen sie das Osttor an, fliehe nach Norden. Stürmen sie das Westtor der Stadt, so ist dein Untergang unvermeidlich."

Im Thronsaal der Ming herrschte eisiges Schweigen. Nur die seidenen Gewänder der kaiserlichen Berater knisterten leise. „Welchen Preis fordern die Aufständischen für die Schonung meiner Hauptstadt?" fragte der Kaiser.

„Die bedingungslose Auslieferung des erhabenen Kaisers und seiner Familie", war die Antwort.

„Ich vernahm euren mit Weisheit getränkten Entschluß", meinte der Kaiser spöttisch. Ich danke euch. Ergreift nunmehr die Waffen und beteiligt euch an der Verteidigung der Hauptstadt!" Ein abermaliger Kotau. Die Ratgeber des Kaisers verließen den Thronsaal. Sie werden nicht kämpfen, sondern sich verkriechen, stellte der Kaiser fest.

Kaiser Kwaitsung betete noch lange zu seinen Ahnen. Als sich die Sonnenbahn nach Westen senkte, stand der Führer seiner Silbergarde neben ihm. „Wo greifen die Hunde an?" fragte der Kaiser.

„Am Westtor, mein Kaiser."

„Kämpft noch eine Stunde, dann öffnet die Tore! befahl der letzte Ming-Kaiser.

Den Tod fürchtete Kaiser Hwaitsung nicht. Wenn er aber an seine Kinder dachte, zitterte seine Seele. Vor ihnen lag das Leben noch wie ein bunt gewebter Teppich.

Der Kaiser schritt mit müden Schritten nach dem Frauenhaus. Die Hofbeamten waren bereits geflohen. Er fand seine Tochter in Gesellschaft ihres zwei Jahre älteren Bruders vor. Die Prinzessin zählte erst 16 Jahre.

„Das Schicksal entschied gegen dich, ehrwürdiger Vater", sprach die junge Prinzessin. „Nimm es nicht so schwer; ich weiß, was mir bevorsteht." Der Kaiser küßte sie auf die Stirn, entnahm seinem Faltengewande einen Dolch und stieß blitzschnell zu. Das Mädchen sank zu Boden, öffnete nochmals seine strahlenden Augen und starb. Der Kaiser trug seine Tochter auf einen Diwan und behorchte ihr Herz. Es schlug nicht mehr. Dann entnahm er den schillernden Cloisonnevasen einige Fliederzweige und legte sie der Toten auf die Brust. „Laß mir den Dolch zurück! Ein Ming weiß, wann er zu sterben hat", bat der Prinz. Kaiser Hwaitsung küßte seinen Sohn und verließ das Frauenhaus. Er sandte eine Hofdame zur Kaiserin und befahl ihr, Gift zu nehmen.

Am Ende des Parkes des Winterpalastes erhob sich ein Kohlenhügel. Auf ihm ragte ein einsamer, dürrer Baum. Nach diesem Hügel schritt der Kaiser. In kleinen künstlichen Seen standen hochbeinige Flamingos und Kronenreiher, die ihre bunten Federn der Abendsonne entgegenspreizten. Damhirsche kreuzten seinne Weg. Sie waren gewöhnt, vom Kaiser gefüttert zu werden. Kwaitsung schüttelte traurig seinen Kopf; seine Gedanken waren nicht mehr auf dieser Erde. Er kletterte den Kohlenhügel hinauf. Feiner Kohlenstaub drang in seine Lungen. Als er den Baum erreicht hatte, löste er eine seidene Gürtelschnur von seinem Gewande und band ihr Ende an den stärksten Ast des Baumes. Sorgfältig machte er eine Schlinge und legte sie sich um den Hals. „Meine Seele beschreitet den Weg zu ihren Ahnen", sprach der Kaiser vor sich hin. Dann ließ er sich schwer fallen. Einige Male noch verkrampfte sich sein Körper, versuchten seine Beine einen Halt zu finden. Dann verfärbten sich seine Züge. Der letzte Kaiser der glorreichen Ming-

Dynastie hatte geendet. Nicht lange erfreuten sich die Aufständischen ihrer Erfolge. Die Mandschus unter ihrem Fürsten Tsing schlugen die Empörer; ihr Führer Litsecheng wurde aufgehängt. Der neue Kaiser der Tsing-Dynastie ließ den Baum in Ketten schlagen zur Strafe dafür, daß an seinem Aste der geheiligte Leib eines chinesischen Kaisers geendet hatte. Solange diese Ketten blieben, behauptet die Volkssage, geht die Tsing-Dynastie nicht unter.

1911 brach in China die Revolution aus. Der junge Ex-Kaiser Hsüantung (Puyi) irrte mit seiner Gemahlin und einer Hofdame verlassen und mit dem Tode bedroht durch die Straßen Pekings. Es gelang den Flüchtlingen, Tientsin zu erreichen. Hier lebten sie in großer Armut. Er hatte 100 Dollar zu verzehren. Ein amerikanisches Konsortium beabsichtigte, den Kaiser mit seiner Gemahlin für Konzerte zu engagieren; die Kaiserin spielte trefflich die Laute. Puyi lehnte ab; ein Kaiser aus dem Geschlechte der Tsing ließ sich nicht für Geld sehen. Als die Japaner 1932 Mandschukuo eroberten, wurde der letzte Tsing-Kaiser Hsüantung (Puyi) Kaiser seines Stammlandes.

Die Sage vom gefesselten Baum hatte sich bewahrheitet. Seine Ketten sind heute noch zu sehen.

Mozart auf dem Dorfe.

Von Karla Höcker.

Südlich von London, etwa anderthalb Autostunden entfernt, liegt die Ortschaft Glyndebourne. Ein reizendes kleines Nest mit Dorfkirche, altem Schloß und weitläufigem Park, von Hügeln anmutig umkränzt. Ein Ort, wie es deren viele gibt in England — und doch einzig in seiner Art.

Inmitten des Parks von Glyndebourne nämlich, neben dem alten Schloß, das seit 700 Jahren von der Familie der Christie bewohnt wird, steht ein Theater, oder besser, ein Opernhaus. Ein Haus, dessen Bühne die größte Englands ist, die modernsten technischen Einrichtungen besitzt und auf der während der kurzen englischen „season" die schönsten Stimmen der Welt erklingen.

Wer an schönen Sommertagen durch den weiten Park schlendert, kann dort zu seinem Staunen einen Mann in bayerischen Lederhosen antreffen. Einen Mann, urwüchsig anzusehen wie ein Bauer mit dem kräftigen, rötlichen Gesicht, dem breiten, englischen Kinn. Aber die hohe Stirn, der klug wägende Blick erinnern auch an einen Gelehrten; etwas Verschmitztes und Humorvolles im Gesichtsausdruck verrät den überlegenen Geschäftsmann; und die gute Form der Hand läßt auf künstlerische Neigungen schließen. Alle diese Eigenschaften vereinen sich in dem Herrn von Glyndebourne, Mr. John Christie.

An einem kalten und regnerischen Frühjahrstag traf er mit seiner Gattin, Mrs. Auldrey Mildmay-Christie, der graziösen „Susanne" und der „Norina" des Glyndebourner Ensembles, in Berlin ein: Mrs. Christie sollte in einem Mozart-Abend im Schloß Monbijou zu Gehör kommen. In der Halle eines großen Hotels war es dann, wo Mr. Christie die verzauberte Welt seines Privatopernhauses vor dem geistigen Auge des Zuhörers erstehen ließ. Bedächtig, oft nach Ausdrücken suchend, und mit einer fast nüchternen Klarheit geschah das. „Well", sagte er in seiner sachlichen Art, „in den Opernhäusern der ganzen Welt kann nicht genügend geprobt werden. Das Repertoire muß wechseln, einmal „studierte" Opern werden höchstens noch etwas aufgeputzt vor einer Wiederholung, neue Kräfte müssen routiniert genug sein, um nach ein paar Klavierproben sich dem Ensemble einzufügen. Und so kranken alle Aufführungen der Welt an Ungenauigkeiten und Zufälligkeiten. Als Glyndebourne aus einer privaten Liebhaberei mehr und mehr zu einer Pflegestätte künstlerischen Geistes wurde, beschlossen wir, daß es diesem allgemeinen Schicksal der Opernhäuser nicht verfallen sollte.

In den Mittelpunkt unseres Programms stellten wir Mozart. Mozartopern: das ist dramatische Kammermusik! Ein Opernensemble bei Mozart muß genau so sorgfältig studiert werden, wie ein Streichquartett oder eine Sonate. Wir machen also mindestens zwölf Orchesterproben für jedes Werk. Wir können es uns ja leisten, denn lange bevor unsere Aufführungen beginnen, die im Mai und Juni stattfinden, ist schon das ganze Ensemble in Glyndebourne versammelt; die Orchestermitglieder wohnen in der Umgegend; Autobusse bringen sie zu den Proben und Aufführungen. Im Laufe der Jahre bin ich mit meiner Frau durch die ganze Welt gereist, um geeignete Kräfte für unsere Oper zu finden. Wir haben die besten Mozartsänger aus Italien und Deutschland, aus Amerika, Polen, der Tschechoslowakei. Die Opern werden in der Originalsprache gegeben: so herrscht das Italienische vor. Neben Mozarts Opern „Don Giovanni", „Cosi fan tutte", „Figaros Hochzeit" haben wir noch zwei Werke anderer Komponisten herausgebracht: „Macbeth" von Verdi und „Don Pasquale" von Donizetti. Es wurde ein großer Erfolg. Wir konnten allein „Macbeth" im ganzen zwölfmal aufführen — und alle Abende waren ausverkauft!"

Mr. Christie hat etwas Faszinierendes in seiner sachlichen und zielbewußten Art. Ein Mozartschwärmer, der ein Baugeschäft und eine Sägemühle leitet, ein erstklassiges Hotel besitzt, aus dessen Betrieb das „Diner" für die 600 Opernbesucher serviert wird:

„Ein Diner, wie Sie es im Savoyhotel in London kaum bekommen", sagt Mr. Christie selbstbewußt. „Ich habe das so organisiert, daß alle 600 Zuhörer gleichzeitig ihre Mahlzeit einnehmen können; ich habe 80 Angestellte allein zum Servieren. Sie können bei mir die besten deutschen Weine trinken. Ich habe im letzten Jahr 18 000 Flaschen Rheinwein gekauft!"

Und auf die erstaunte Zwischenfrage, wie es für einen Menschen möglich ist, alle diese verschiedenen Fäden in der Hand zu halten und zu übersehen, antwortet der Herr von Glyndebourne: „Ich mache alles allein. Fast alles. Meine Baufirma baute das Opernhaus; meine Sägemühle lieferte das Material; mein Hotel betreibt die Küche, und in den Wirtschaftsräumen von Glyndebourne, die ja Dreiviertel des Jahres leerstehen, habe ich Erholungsstätten für bedürftige Kinder geschaffen."

Und mit der fast kindlichen Genauigkeit eines Menschen, der alle Dinge der Erde zu organisieren versteht, beschreibt Mr. Christie die Bettchen, die Waschräume, die Boxen und Sandkästen dieser Erholungsstätte. Er beschreibt auch die Brausebäder von Glyndebourne, die zu jeder Künstlergarderobe gehören und erklärt das sinnreiche Lautsprechersystem, das jedem Künstler im ganzen Hause anzeigt, wieweit die Aufführung fortgeschritten ist, wann sein Auftritt kommt, ob er sich beim Umziehen eilen muß oder es in Ruhe beenden kann. Immer wieder überrascht bei diesem merkwürdigen Mann die Mischung von nüchternster Berechnung und fanatischer Begeisterung. Und wenn man es recht bedenkt, so ist wohl beides Voraussetzung für alle guten Dinge, die von Menschen geschaffen werden.



Lustige Ecke



Die Frau, die sich zu helfen weiß.



„Dann kannst du mir ja endlich das Waschbrett kaufen, worum ich dich so oft gebeten habe!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.